

Hans Maier

Nach 70

Neulich waren wir bei einem Klassentreffen in Freiburg beisammen – eine Gruppe älterer Damen und Herren. Ich saß einem weißhaarigen Klassenkameraden gegenüber, den ich jahrzehntelang nicht gesehen hatte, und dachte, indem ich ihn kritisch musterte: „Der ist aber auch ganz schön alt geworden!“ Das Schlimme war nur: Er dachte dasselbe über mich.

Wie fühlt man sich so zwischen 70 und 75? Was tut und treibt man den lieben langen Tag? . Eigentlich geht alles noch ganz gut, sage ich – vielen Dank für die Nachfrage! Hände und Füße tun ihren Dienst, der Leib, der „Bruder Esel“, ist in ordentlichem Zustand, der Kopf ist aufgeräumt und arbeitet zufriedenstellend, trotz einiger altersüblicher Gedächtnisausfälle.

Gewiss, wenn man auf die Fünfundsiebzig zugeht, muss man schon einmal öfter zu den Reparatoren, den Kunststopfern und Änderungsschneidern – will sagen: zu den Ärzten; aber das ist glücklicherweise noch kein Dauerzustand, es kommt und geht.

Eigentlich könnte man sich in Ehren zur Ruhe setzen. Ich gehöre zu den älteren Professoren, die noch „emeritiert“, nicht einfach pensioniert wurden. Nun bin ich öfter zuhause – statistisch ist dem kaum zu widersprechen.

Aber Adelheid, meine Frau, und Julia, die jüngste unserer sechs Töchter, die noch bei uns wohnt, stellen doch, wenn sie den sesshaft gewordenen Bewohner der Meichelbeckstraße 6 in München in Augenschein nahmen, öfter beunruhigende Symptome einer Krankheit fest, die man schonend mit geistiger Abwesenheit umschreiben könnte und die sich äußert in Nichtsehen, Nichthören, verspätetem Reagieren, sinnlosem Kopfnicken, Antworten auf Fragen, die nie gestellt wurden, grübelndem Schweigen und manchmal schlichter Absenz. „Du bist wieder einmal ganz weg“, sagen sie dann. „Gib’s zu: Du hast den letzten Satz gar nicht gehört.“ Dann wiederhole ich zwar leise protestierend den in meinem Ohr gespeicherten letzten Satz. Aber ehrlicherweise muss ich zugeben: Ich war wirklich weg. Ich gelobe Besserung. Doch ich bin ein rückfälliger Sünder. Häufig bin ich auch zuhause ganz woanders. Manches tropft einfach von mir ab.

Gleichwohl sitze ich immer noch viel am Schreibtisch, am Computer – mit steigender Tendenz. Dieses Hocken vor Bildschirm und Papier steht in Konkurrenz zum natürlichen Magnetismus menschlicher Beziehungen, die doch im Alter immer wichtiger werden. Was sollen die Haufen von Papier, die Regale,

Schubfächer, Ablagen, Festplatten? Ist nicht die Familie, sind nicht die Bekannten und Verwandten wichtiger? Ganz allein schuld bin ich an dem sich türmenden Papierwust freilich nicht. Mehr als hundert Briefe pro Woche, eine Fülle von e-mails und Anrufen, Terminbitten und Einladungen, Manuskriptwünschen – das schafft Zwänge, denen man nicht so leicht entkommt. Und wenn man nicht *jeden* Brief in den Papierkorb wirft, nicht *jede* Bitte abschlägt, nicht *jedem* Zeitgenossen unwirsch bedeutet: Lass mich gefälligst in Ruhe! – dann geht es einem so, wie es Wilhelm Busch als 75-Jähriger in einem Gedicht beschrieben hat:

Die Zeit, nur scheinbar schwach und leer
 Hat ihm wie spielend nebenher
 Ein großes Bündel aufgepackt
 Wovon ihm fast der Buckel knackt.

Schnell wird man zur Bittschriftenlinde, zum Ombudsmann wider Willen, zum Schlichter ohne Auftrag, zum Psychologen ohne Diplom, zum Freund und Sozialhelfer in allen Lebenslagen. Manchmal geht einem buchstäblich die Luft aus.

Aber halt, Gegenprobe: Wie wäre es denn *ohne* Post und Telefonanrufe? Wäre es wirklich besser? Seufzend leert man täglich den übervollen Briefkasten – und wäre doch unglücklich, wenn keine Post drin wäre. Entgeistert mustert man die Fülle der Einladungen zu Kongressen, Tagungen, Reden, Beiträgen – aber wäre es besser, wenn sie ausblieben? Kinder haben oft einen scharfen Blick. In den achtziger Jahren sagte eine Tochter: „Es ist ganz einfach: der Papa möchte in die Geschichte eingehen – die Mama in den Himmel“. Da ist ein bisschen was Richtiges dran. Zwar bin ich nur eine winzige Fußnote in der Geschichte Bayerns und seiner Kultur – aber gerade diese paar Zeilen sind mir wichtig, ich leugne es nicht.

Gewiss, meine Frau hat hundertmal recht: Alles ist eitel, und im Alter muss man lernen loszulassen. Wie klug war das Mittelalter mit seiner *Ars moriendi*! Wie sinnig und wohlbegründet forderten barocke Litaneien zum Gebet „um die Gnade eines guten Todes“ auf! Und doch ertappe ich mich immer wieder bei demselben Gedanken: Könnte man nicht vielleicht doch beides verbinden – ein ganz klein wenig Geschichte und am Ende viel, viel Himmel?

Es ist eine seltsame Zeit, das Alter. Alles ist paradox. Man hat gelernt, man hat Erfahrung gewonnen, man ist im Besitz vieler Mittel - aber man muss den Besitz bald aus der Hand geben. Man hat mehr Zeit, aber die Zeit läuft ab. Der Stil wird klarer, aber die Hand zittert. Kein Zweifel: die Zeit nach dem Beruf ist die schönste Zeit im Leben. Schade, dass sie auch die letzte ist.

